

Annette Freudling
Meerzahl



Für Tobi, meinen Viktor

Annette Freudling

Meerzahl

Roman

Edition Falkenberg

Prolog

Meine Schritte auf den Planken. Unter den Winterstiefeln scheuert Sand, als ich den Steg bis zum Ende gehe, mich an das Geländer lehne. Unter mir, ganz leise, wispert das Meer zwischen den Dalben. Vom Wasser her kommt ein Luftzug, der mich frösteln lässt. Nebelfinger berühren mich. Ich friere. Ich drehe mich um, lasse mich am Geländer nach unten gleiten, schließe die Augen.

Bin wohl endlich angekommen: am Ende oder so. In meinem Rücken das Meer, auf dem alles angefangen hat, vor wie vielen Tagen? Das Rechnen dauert eine Weile. Ich ziehe mein Handy aus der Manteltasche, um das Ergebnis nachzuprüfen. 15.051. Nein, das muss ein Witz sein. 15.051 ist ein Palindrom, eine Zeichenkette, die vorwärts wie rückwärts gelesen werden kann. Wenn man Hannah heißt, weiß man solche Sachen, dann hat man etwas gemein mit Rotor und Reliefpfeiler. *Erika feuert nur untreue Fakire. Ein Esel lese nie.* Gegenprobe, gleiches Ergebnis, 15.051 Tage.

Ich rappele mich hoch, öffne die Augen. Dunkelheit und Nebel machen gemeinsame Sache. De facto bin ich bereits verschwunden. Ich habe wirklich große

Lust, einige Palindrome aufzulösen. Über ein Holzgeländer zu klettern, mich dem Meer zurückzugeben, mit der Strömung zurückzukehren an den Ausgangspunkt. Ich überlege, ob etwas dagegen spricht. Sicher, mir fallen ein paar Gründe ein, aber nichts von Belang. Sie werden mich dafür hassen, aber sie werden es mir verzeihen. *Die Liebe ist Sieger, stets rege ist sie bei Leid...*

Der offene Mantel behindert mich. Ich klettere auf die untere Strebe, schwinde die Beine über die Brüstung.

Unter meinen Füßen flüstert das Meer, nun komm schon, flüstert es, worauf wartest du? Ja, bin unterwegs, denke ich, und dann ist Schluss damit, dass vorwärts wie rückwärts immer nur dasselbe herauskommt. In der Vorstellung der Anthroposophen ist das Leben ein langes Einatmen und der Tod ein Wiederausatmen, auf das ein neues Einatmen folgt. Ein letztes Mal fülle ich meine Lungen mit Luft, konzentriere mich darauf, in der nächsten Inkarnation alles richtig zu machen. Ich fange an, auszuatmen, bitte schön, Meer, du hast gewonnen. Mein letzter Gedanke gilt Dir, meiner ungestillten Sehnsucht.

Dann lasse ich los.

Was folgt, ist ein großes Staunen.

April 2011

Dein Vater ist schon zu Bett gegangen. Haydns »Schöpfung« und zwei Stunden auf der Kirchenempore haben ihm den Rest gegeben. Nach dem ersten Teil wusste er nicht mehr, wo er seine Beine lassen sollte. Das ist ein Problem, wenn man 1,86 ist. Vor Beginn des dritten Teils bot ich ihm mein Sitzkissen an, was er ablehnte, aus Ritterlichkeit, nehme ich an.

Mit Sitzkissen war es ein sehr schönes Konzert, obwohl ich nach der Arie »Wie viel sind deiner Werk', o Gott!« nicht mehr richtig bei der Sache war. Bei den Zeilen: »Wer fasset ihre Zahl? Wer, o Gott! Wer fasset ihre Zahl?«, hatte ich wieder Viktor vor Augen, wie er nach unserem Termin bei Dr. Chang das Auto aufschloss.

»18 Nadeln!«, prahlte Viktor. »18! Wie viele hattest du?«

»Weiß nicht. Zwölf oder so.« Erschöpft ließ ich mich in den Sitz fallen.

»Was, nur zwölf? Also ich hatte 18: acht in den Unterschenkeln, sechs in den Armen und vier im Gesicht.«

»Im Gesicht?«

Viktor war total aufgekratzt. »Stell dir vor: unterhalb der Nase, etwa hier und hier. Wie vier Antennen, die aus den Mundwinkeln ragen. Hat angenehm gekribbelt. Wie war's bei dir?«

»Grauenhaft. Dr. Chang hat eine Nadel in die rechte Hand gesetzt, genau hier. Ich dachte, er sticht mit einem Messer hinein.« Ich schaute zu Viktor hinüber, den mein Leiden offenbar wenig beeindruckte. »Danach war ich total verkrampft.«

Viktor ließ den Motor an. »Also mir hat's gefallen. Ich bin fast eingeschlafen.«

»Wie schön für dich«, schnauzte ich. »Ich hätte auch gerne geschlafen. Ich hatte mich sogar sehr auf die Entspannung gefreut. Aber dann hatte ich ja lieber Schmerzen.«

Vom inneren Gleichgewicht, das ich mir von der Behandlung erhoffte, war ich in diesem Moment jedenfalls Lichtjahre entfernt.

»Hey, Dr. Chang war deine Idee«, stellte Viktor fest und fädelt sich in den Verkehr.

»Ja, ja. Pass auf, da will einer ausparken.«

»Mensch, Hannah, denk mal: 18 Nadeln!«

(Wer fasset ihre Zahl? Wer, o Gott! Wer fasset ihre Zahl?)

Bei meinem bescheidenen Einkommen bin ich froh und dankbar, Kassenpatientin zu sein (zumal die Beiträge, die ich aufbringe, vermutlich ein Witz sind gegenüber den Kosten, die ich verursache). Will sagen: Ich bin ein großer Fan von gebührenfreien

Arztbesuchen und Medikamenten auf Rezept. Nie hätte ich gedacht, dass ich einmal ein paar hundert Euro berappen würde, damit ein Arzt vom anderen Ende der Welt mir den Puls fühlt. In nur wenigen Monaten haben sich meine Maßstäbe verschoben.

Das Zentrum für Traditionelle Chinesische Medizin ist in einem Altbau untergebracht, an einer lauten Bremer Straßenecke. Von außen wirkt das Haus wenig einladend, doch die Praxis in seinem Inneren ist ausgekleidet wie ein Schmuckkästchen. Der Warteraum aus dunklem Holz und leuchtend rotem Samt strahlt Ruhe aus. Eine große, leere Porzellanschale lenkt den Blick auf die Mitte, und beim Betrachten der Naturfotografien an den Wänden durchweht ein Hauch Zufriedenheit die Seele. Auf einer Anrichte steht ein Tablett mit Reiskornschalen und eine Kanne grüner Tee für die Patienten bereit.

Viktor und ich hatten nur ungenaue Vorstellungen darüber, was uns erwartete, als wir zum Erstgespräch in eines der Sprechzimmer geführt wurden. Ich war angespannt. Viktor begegnete der Situation, wie üblich, auf entnervende Weise gelassen.

Zunächst aber saßen wir gar keinem Asiaten gegenüber, sondern Dr. Kehr wieder, einem Internisten an der Schwelle zum Ruhestand, der unsere Krankengeschichte aufnahm. Als er zufrieden war, verschwand er und kam mit dem chinesischen Arzt und einer Übersetzerin zurück.

Dr. Chang, Ende 40, Existenzialisten-Brille, lächelte nicht, als er den Raum betrat. Er schaute uns nicht in die Augen. Er setzte sich ans schmale Ende des Tisches und beugte den Kopf über die Unterlagen, wie einer, der trotz seiner Migräne arbeiten muss. Zusammen mit Viktor und mir saßen jetzt fünf Personen um den Tisch. Kein Wunder, dachte ich, dass dieser Termin uns 140 Euro kostet.

Viktor machte den Anfang. Während Dr. Kehr wieder seine Informationen zusammenfasste und die junge Chinesin übersetzte, fuhr Dr. Changs Kugelschreiber über das Papier. Ab und zu murmelte er etwas in seine Unterlagen, dann fragte die Übersetzerin: »Läuft beim Wasserlassen alles normal? Vertragen Sie Hitze oder Kälte besser? Schwitzen Sie viel? Wie ist die Stimmung?« Viktor sollte sein rechtes Handgelenk auf ein kleines rotes Samtkissen legen. Mit der Konzentration eines Klavierstimmers legte Dr. Chang drei Finger auf Viktors Puls und schien zu lauschen. Er nickte, befühlte das andere Handgelenk. »Chunge«, sagte Dr. Chang. Noch bevor ich begriffen hatte, was der Arzt von ihm wollte, öffnete Viktor den Mund. Dr. Chang warf einen Blick hinein und setzte zur Urteilsverkündung an.

Die junge Frau dolmetschte. Alles in allem sei Dr. Chang mit Viktor relativ zufrieden. Der Puls sei kräftig, der Belag auf der Zunge weißlich. Bis auf einen leichten Yang-Mangel liege kein nennenswertes Ungleichgewicht vor. In Hinblick auf das vorliegende Problem empfehle Dr. Chang jedoch unterstützende Behandlung.

Dann war ich an der Reihe, gab Auskunft über Regelbeschwerden, Schlafstörungen, Temperaturempfindlichkeit und Stimmungsschwankungen, bot meine Handgelenke auf dem Kissen dar und entblöste die Zunge. Gelblicher Belag, konstatierte Dr. Chang. Schwacher Puls. Chi-Blockade. Milzschwäche. Deutlicher Handlungsbedarf. Dr. Chang verordnete Viktor und mir zwölf Wochen Akupunktur und chinesische Medizin.

Ein Gestank hat sich der Wohnung bemächtigt. Er wabert aus der Küche, seit Viktor begonnen hat, unsere Rezepte abzukochen. »Alles pflanzlich, alles Bio«, hat Dr. Kehr wieder uns versichert. »Keine gemahlene Tigerknochen, keine Pestizide.«

Die Herstellung der Wochenration geschieht genau nach Anleitung: Die Mischung wird in Wasser eingeweicht, dann ausgekocht, dann abgossen, in frischem Wasser weiterkocht, dann wieder abgossen. Sud eins und zwei werden zusammengeschüttet. Das Gebräu muss nun ruhen, bis die Schwebeteilchen sich gesetzt haben. Ist das geschehen, wird die Flüssigkeit abgeschöpft und auf verschließbare Gefäße verteilt (dazu hat Viktor eine ganze Batterie ausgespülter Honiggläser in Stellung gebracht). Die Abfüllmenge beträgt 200 Milliliter pro Glas. Nach anderthalb Stunden intensiver Betreuung wandert die Medizin endlich in den Kühlschrank.

Da wir unterschiedliche Rezepte bekommen haben, tanzt Viktor durch die Küche wie ein druidischer

Oktopus. Als ich dazukomme, hat er so ziemlich jedes Gefäß nennenswerter Größe im Einsatz, das unsere Schränke zu bieten haben. Zusammen bauen wir uns vor den Töpfen auf und betrachten die Brühen, die Dr. Chang uns zgedacht hat.

»Mann, sieht das ekelhaft aus.«

Viktor nickt. »Wenn das Zeug nur halb so übel schmeckt wie es riecht, brennt es uns Löcher in die Speiseröhre. Die rechte Suppe da ist übrigens deine.«

Ich angele nach der Kochanleitung, die auf der Arbeitsplatte liegt. »Hier steht, Einnahme: einmal täglich etwa eine Stunde nach dem Essen. – Bist du schon furchtbar hungrig, Viktor?«

»Gegenfrage: Was ist das Beste an der chinesischen Medizin?«

Ich zucke die Achseln.

»Ein Rezept ist immer nur für sechs Portionen ausgelegt. Am siebten Tag haben wir frei.«

Beim ersten Schluck aus dem im Wasserbad erwärmten Honigglas zerschlagen sich die letzten Hoffnungen.

»Baahh. Grrr«, schimpfe ich. »Pfuiii. Ääh. Igitt, ist das scheußlich. Yak. Das schmeckt ja wie Gift. Verdammt, und das wird gar nicht weniger.«

Viktors Ration verschwindet in drei großen Zügen in seinem Hals. Triumphierend stellt er sein Glas ab und schüttelt sich. »Dem setzt sich jedenfalls niemand länger aus als nötig. Da wird man lieber gesund. – Ich bin dann im Garten.«

Er stiefelt aus dem Raum und lässt mich allein. Allein mit meinem Höllentrunk und mit der Frage, warum in aller Welt ich mir das eigentlich antue.

Als ich Mitte 30 war, verdiente ich mein Müsli als Mediengestalterin bei einem Bremer Unternehmen, das Internetseiten programmierte. Die Kollegen fühlten sich als Notgemeinschaft, zusammengeschweißt von miesen Arbeitsbedingungen und einem enormen Stresspegel. Das Großraumbüro glich einem Dampfkochtopf, der kurz davor war, uns allen um die Ohren zu fliegen.

Zum Glück für die Firma gab es verlässliche Überdruckventile, die den Kessel vom Explodieren abhielten. Da war zum einen ein hochansteckender Zynismus, dem jeder Mitarbeiter freien Lauf ließ wie dem Husten bei einer fortgeschrittenen Tuberkulose. Manchmal lachten wir bis an die Grenze zur Hysterie, und manchmal erschrakten wir, wenn wir merkten, dass uns bereits ein Tropfen Blut in den Mundwinkeln stand.

Das andere Ventil war weiblich, Ende 40 und trug den Namen der Büroleiterin. Marianne Fuchs war die geborene Führungsperson: Kummerkasten und Beratungsstelle, Feuerwehr und diplomatischer Dienst. Eine natürliche Autorität mit Tendenz zu Superkräften. Der Platz vor ihrem Schreibtisch glich einem Wallfahrtsort für die Beladenen: für Greta, die jeden Cent in ihren kranken Hund investierte, für Lauro, der wegen seines Asthmas auf der Abschlusliste der Personalabteilung stand, und für Svenja, die sich vor

Telefonen fürchtete. Ohne Marianne hätte ich es in diesem Laden keine Woche ausgehalten. Mit Marianne gingen die Jahre ins Land.

Eines Morgens auf dem Weg zur Arbeit stieg ich vom Fahrrad, setzte mich auf eine Bank und sah den Schaumblasen auf dem Weserwasser zu, die mit der Flut von rechts nach links drifteten. Ich saß noch da, als die Tide kenterte und der Fluss den Atem anhielt, ein paar alles verändernde Herzschläge lang, um dann die Richtung zu wechseln und, kurz hinter der Stephani-
brücke, über den Rand der Welt zu stürzen.

Der Kummer in mir trug weder Namen noch Gesicht. Er war ein Meister der Verwandlung. Er war der Auftragszettel, der mich um den Feierabend brachte. Er war das Familienfoto, das ich bewundern sollte, die Hitze im Büro, die Endlosschleife der Gedanken, die Schwangere, die mir beim Einkaufen begegnete.

Gleich am Anfang meiner Bekanntschaft mit der pokergesichtigen Psychotherapeutin erklärte ich ihr, wie sehr ich es als Zumutung empfände, jawohl, als Zumutung, im Zeitalter von Nanotechnologie und Marsmission zu leben, aufgeklärt bis zu den Haarwurzeln, gut ausgebildet und beruflich unabhängig, nur um festzustellen, dass mein Körper leider nur mit dem Betriebssystem einer Steinzeitfrau ausgerüstet sei.

»Wie meinen Sie das?«, fragte Frau Humboldt ungerührt.

»Hormone!«, rief ich aus. »Ich bin eine 36-Jährige mit einer durchschnittlichen Beziehungsdauer von

unter sechs Monaten. Das ist die Realität. Aber die Hormone schert das nicht. Sie ziehen ihr Fred-Feuerstein-Programm durch. Du willst dich fortpflanzen! Du willst dich fortpflanzen! Das ist doch ... Psychoterror!«

Ich hatte den Verdacht, dass ich klang wie die Heldin einer Beziehungskomödie: das einsame Herz, das sich völlig umsonst aufregt, weil der paarungsbereite Nachbar schon im Treppenhaus steht. Immerhin, Frau Humboldt lachte nicht.

Zwei Jahre später hatte ich mich ausgeweint und fing an, mein Leben umzukrempeln, voller Tatendurst und Gründlichkeit. Als erstes hängte ich meinen Job an den Nagel. Ich ließ im Sonderangebot 250 Visitenkarten drucken, schaltete eine Kleinanzeige im Stadtmagazin und meldete mich beim Finanzamt als Freiberuflerin an. Schließlich lieh ich mir von der Nachbarin einen Tragekorb, fuhr zum Tierheim und kam mit einem haarigen Wesen nach Hause, das aussah, als habe es am Tag der Farbverteilung in der Schlange für Holstein-Rinder angestanden. Das Schwarz saß auf seinem Kopf wie ein verwegener Haarschnitt, auf seinem Rücken wie ein Sattel, auf seiner Schulter wie ein formvollendetes Herz. Beim Anblick der leicht verrutschten Raute auf seinem Nasenrücken überkam mich eine hilflose Zärtlichkeit. Der Kater war perfekt, und ich nannte ihn Platon wegen seiner Bemühungen, durch Konzentration auf das Wesentliche den Zugang zur absoluten Wahrheit zu finden.

Der Neuanfang war eine ziemliche Bauchlandung. Meine Gedanken kreisten im Wesentlichen darum, ob und wie ich das Geld für die nächste Miete aufbrächte, einen weiteren Monat überstünde. Gemessen am aktuellen Existenzkampf schrumpften die Sorgen, die mich zu Frau Humboldt getrieben hatten, zu Luxusproblemen zusammen.

Ironischerweise wählte Viktor genau diesen Moment, um in mein Leben zu treten. Er trat in mein Leben in Gestalt des Handwerkers, den die Hausverwaltung beauftragt hatte, die Fenster auszutauschen. Viktor trat in mein Leben, indem seine Brille beschlug und er sich den Kopf an der Tütenlampe stieß.

Natürlich entsprach er nicht im Mindesten meinem Beuteschema. Für meinen Geschmack war er zu groß, zu hager, hatte den falschen Beruf und die falschen Interessen. Die Chancen für eine gemeinsame Zukunft lagen, was mich betraf, im Minusbereich.

Zu diesem Zeitpunkt ahnte ich nicht, dass dieser Tischler, einmal in Fahrt gekommen, nur durch Naturkatastrophen zu stoppen war. Meine Beteuerungen, wie wenig wir zusammenpassten, fielen offensichtlich nicht in diese Kategorie. Außerdem besaß er das Talent, sich unentbehrlich zu machen, was er bei seinem Hannah-Eroberungsfeldzug schamlos ausnutzte. Er erledigte, kochte und reparierte, dass mir schwindelte, und schwächte dadurch meine Widerstandskraft. Als meine Waschmaschine den Geist aufgab, nahm er die Schmutzwäsche mit zu sich nach Hause und brachte sie mir sauber und nach Weichspüler duftend

zurück. Als mir aufgrund der Finanzmisere die Nerven durchgingen, ersann er einen Rundum-sorglos-Ausflug ins Thermalbad. Mir fehlte die Kraft, ihn fortzuschicken. Und dann begann ich, mich an Viktor zu gewöhnen, an seine Zuverlässigkeit und Fürsorge und an den Gedanken, das mit dem Fortschicken eines Tages zu vergessen – womit sein perfider Plan wohl aufgegangen war.

Es war Viktor, der das Gespenst aus der Truhe ließ; Viktor, der Beharrliche, der nach und nach die Riegel öffnete, mit denen ich die Sehnsucht unter Verschluss hielt. Ich war alles andere als begeistert. Beim Gedanken daran, wie gründlich dieser Kistenteufel mich in die Depression getrieben hatte, war ich auf ein Wiedersehen überhaupt nicht scharf. Ich teilte Viktor mit, was mein Gynäkologe Jahre zuvor festgestellt hatte, dass nämlich mein Körper irgendein Hormon nicht richtig produzierte. »Wahrscheinlich kann ich so oder so nicht schwanger werden.«

»Geh zum Arzt«, sagte Viktor. »Find's raus.«

Ich wand mich. »Ich habe Angst, Viktor. Gerade erst habe ich so eine Art Frieden mit dem Schicksal geschlossen: Na gut, dann habe ich eben keine Kinder, dann werde ich eben auf andere Weise glücklich. Und wenn ich jetzt versuche, doch noch schwanger zu werden, dann bekommen meine fixen Ideen wieder Macht über mich. Verstehst du?«

Viktor nickte. »Und was ist, wenn du in ein paar Jahren deine Meinung änderst? Überleg doch mal.

Vielleicht bereust du eines Tages, dass du nicht jede Möglichkeit genutzt hast.«

Darauf wusste ich keine Antwort. Viktor hatte gewonnen. Mit neununddreißigeinhalb saß ich das erste Mal im Wartezimmer von Dr. Hirtenbergs Praxis für Kinderwunschbehandlung.

Inzwischen bin ich vierzig Jahre und sieben Monate und so schwanger wie mein kastrierter Kater, wenn auch nicht annähernd so dick. Ich habe Dutzende Blutabnahmen hinter mir sowie einen Eingriff, bei dem ein Gewebeschwamm aus der Gebärmutter entfernt wurde, der zwar nicht dorthin gehörte, ansonsten aber harmlos war. Immer wieder hat der Facharzt per Ultraschall den Zeitpunkt meines Eisprungs bestimmt. Ich habe jede Menge Hormonkapseln verbraucht und mir vor dem Geschlechtsverkehr unter Fluchen und Schmerzensschreien ein Medikament in die Bauchfalte gespritzt. Anfang April habe ich die Durchlässigkeit meiner Eileiter untersuchen lassen und weiß jetzt Bescheid über die linksseitige Vollspernung in meinem Unterleib, vermutlich Resultat einer Entzündung, die ich nie bemerkt habe. Ich habe zwölf Zyklen voller Hoffnung und Enttäuschung durchgestanden, auf das Glas Rotwein am Feierabend verzichtet und die rote Linie in meinem Kopf, die moralische Grenze, die ich nicht bereit bin zu überschreiten, jeden Monat ein wenig nach hinten verschoben.

Vor einem Vierteljahr etwa hat Dr. Hirtenberg mir einen Vortrag über meine miesen Vermehrungs-

chancen gehalten, die laut Statistik bei fünf Prozent liegen. Fünf Prozent, solange ich an der romantischen Idee festhalte, so wenig wie möglich in den Lauf der Natur einzugreifen. In seinen Worten lag ein Achselzucken: »Ich kann keine Wunder vollbringen. Sie wollen, dass ich Sie wasche, aber nass machen darf ich Sie nicht. Sie wissen, dass ich Ihnen so nicht helfen kann.«

Hirtenberg ist viel zu professionell, um jemanden zu drängen. Das ist auch nicht nötig. Viktor und ich sind kurz davor, unsere Chancen auf zehn Prozent zu erhöhen. Die Methode heißt Insemination und beinhaltet, dass die Spermien des Mannes aufbereitet und direkt in den Uterus gespritzt werden. Aufbereitet meint: Nur die fittesten Krieger dürfen an den Start – diejenigen, die auch unter normalen Umständen das Rennen zur Eizelle durchstehen würden. Kosten: 500 Euro pro Versuch aus dem eigenen Sparstrumpf. Die Krankenkasse zahlt nur bei verheirateten Paaren.

500 Euro sind viel Geld für Viktor und mich. Andererseits sind 500 Euro ein Witz verglichen mit den 5.000 Euro für eine In-vitro-Fertilisation, der künstlichen Befruchtung im Reagenzglas.

Viktor hat unserer Mission den Codenamen »Operation Genesis« gegeben. Das klingt wie ein geheimes Regierungsprojekt, dem ein Millionenetat zur Verfügung steht. In Wirklichkeit ist es nur eine Frage der Zeit, bis das Finanzministerium der Forschungsabteilung den Geldhahn zudreht, um den Staatsbankrott zu verhindern.

Deshalb also haben wir uns auf Dr. Changs Nadelkünste eingelassen und auf seine verboten schmeckende Pflanzentherapie. Tapfer nehme ich den letzten Schluck aus dem Honigglas. Ich denke dabei an die 71 Rationen, die noch vor mir liegen und an den siebten Tag der Woche, an dem Viktor und ich frei haben, wie der liebe Gott in der Schöpfungsgeschichte.



© GT :: Photographie

Die Autorin

Annette Freudling, Jahrgang 1970, wuchs in Wilhelmshaven auf, in Sichtweite der Nordsee. Seit dem Studium an der Uni Bremen setzt sie sich, beruflich und privat, mit Schreiben, Text und Sprache auseinander. Bislang veröffentlichte die gelernte Journalistin den Bremen-Krimi »Blindgänger« (2005) und gewann zwei Kurzgeschichten-Wettbewerbe. Heute lebt sie an der Wümme im Landkreis Verden. Mehr über die Autorin unter www.grundsatzlich-lektorat.de.

Titelabbildung: fotolia

1. Auflage 2017

Copyright © Edition Falkenberg, Bremen
ISBN 978-3-95494-128-5
www.edition-falkenberg.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder irgendein anderes Verfahren) ohne schriftliche Erlaubnis des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.